

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 144. Bydgoszcz/ Bromberg, 28. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Viel Schuld an diesen Unruhen sind auch die heimgekehrten Soldaten. Nicht jene, die jahrelang an der Front standen und das Grauen kennenlernten. Nein, diese sind ernste und schweigsame Männer geworden, die glücklich wieder zurückgefunden haben zu Pflug und Erde. Aber die anderen, die in der Etappe oder sonst wo herumgerutscht sind, die reißen das Maul sperrangelweit auf, schimpfen in der Stadt über die Saubauern, die keine Lebensmittel herausgeben wollen. Auf der anderen Seite heißen sie den Bauern dumm, weil er sich schindet und plagt und vom Achtstundentag nichts wissen will. Viele Knechte und Mägde, ja selbst Bauern, deren Vorfahren Jahrtausende der Erde treu gedient haben, werden ihr untreu und ziehen in die Stadt.

In dieser Zeit erkennt Monika, wie wichtig es ist, sich einzusetzen mit aller Kraft, damit kein Jota verlorengehe vom Hof. Der Krieg hat die Ställe gelichtet, und nun ist es an der Zeit, daß man wieder aufbaut. Das, was vor nunmehr fast zwanzig Jahren als heißer Wunsch in ihrem Herzen brannte, nämlich: diesen Hof einmal zu bearbeiten, diese Arbeit als das Höchste in ihrem Leben zu betrachten, nimmt nach den Wochen der stumm getragenen Trauer und aller Unsicherheit wieder feste und greifbare Formen an. Diese Zeit hat erst kommen müssen, damit der alte, fanatische Wille in ihr wieder erwachen kann. Und so wie der Wind zur Frühlingszeit ein Land mit seinem warmen Hauch neu belebt, so hebt auch auf dem Kollerhof ein neues Leben an. Und siehe, es ist niemand auf dem Hof, dem dieses neue Leben etwa nicht gefallen würde. Keins vom Gesinde fällt ab von ihr, trotzdem es in der Stadt so herrlich sein soll mit dem Achtstundentag. Sie halten fest und treu zu Monika, sind gleichsam mitgerissen von der großen, stolzen Bauernsicherheit ihrer Herrin. Eine fröhliche Gemeinschaft ist wieder da, ein starkes Band zwischen Herrin und Gesinde.

Vevi bewundert die Mutter oft mit heimlichem Stolz ob ihrer stürmischen Kraft. Ist es nicht herrlich, eine solche Mutter zu haben? Sie selbst ist ja nun schon über siebzehn und bereits so groß wie die Mutter. Es ist ein fesselndes Bild, die beiden nebeneinander stehen zu sehen. Die Mutter in ihrer vollreifen Schönheit, mit dem strengen, doch ruhig abgeklärten Ausdruck ihres Gesichtes. Wie ein klarer Herbsttag, so leuchtend warm und innig ist die Schönheit dieser Frau.

Und Vevi, das schlanke, hochgewachsene Mädchen mit dem weichen Lächeln um den Mund, das noch von den Wundern des Lebens träumt. Sie sieht eigentlich der Mutter ganz gleich. Nur die Haare sind ein wenig heller und die Augen.

Dieses rastlose Schaffen auf dem Kollerhof stachelt auch den Sägemüller-Pankraz in seinem Ehrgeiz auf. Trotz seiner Jugend hat er das Heft bereits fest in der Hand. Früh zur Selbständigkeit gezwungen, werkelt und schafft er, daß man seine helle Freude haben kann. In diesem Übermaß an Arbeit denkt er auch weniger daran, weshalb nun plötzlich wieder eine unsichtbare Scheidewand zwischen der Sägemühle und dem Kollerhof vorhanden ist. Merkwürdig ist das schon. Der Much kommt kein einzigesmal mehr herunter, die Kollerin sieht man nur von ferne über die Äcker schreiten, und die Vevi sieht man überhaupt nicht, oder nur Sonntags nach der Kirche auf einen Husch.

Nun, der Pankraz macht sich darum keine schweren Gedanken. Junge Leute sind einmal so, daß sie alles mehr von der leichten Seite her betrachten.

Anders dagegen die Sägemüllerin. Sie denkt sehr viel darüber nach, ohne eine Ursache zu finden. Dies und jenes zieht sie in Betracht, und doch kann sie sich nicht erklären, worauf diese neue, unausgesprochene Feindschaft der Kollerin beruhen könnte. Feindschaft im eigentlichen Sinne ist es ja auch wieder nicht. Nein, die Kollerin dankt für den Gruß, findet sogar ein paar freundliche Worte, wenn sie zufällig einander begegnen, aber es ist doch ein gewisser Abstand da.

Sie ist immer noch kränklich, die Sägemüllerin, und doktert sehr viel, obwohl sie es längst selber fühlt, daß sie sich nie mehr aufraffen kann zu dem, was sie war. Es ist, als hätte sie sich schon abgefunden mit ihrem Leben, als hätte sie nur noch eine Sehnsucht, auch bald zu den Sternen zu gehen.

*

Den darauffolgenden Winter, kurz vor Weihnachten, schickt die Kollerin die Vevi eines Tages nach Rosenheim, damit sie die Weihnachtseinkäufe tätige. Vevi kommt sich ungeheuer wichtig dabei vor, denn es ist das erstemal, daß die Mutter sie allein in die Stadt schickt.

Als sie mit dem Einkaufen fertig ist, geht sie zum Duschlbräu, bestellt sich eine Brotzeit und streicht so nebenbei auf ihrem Zettel durch, was sie schon alles eingekauft hat. Für die zwei Mägde einen Dirndlstoff, für die Knechte ein Paar handfeste Schuhe und für den Much eine schöne Hirschgrandpfeife. Die hat sie zwar noch nicht, aber wenn sie zum Bahnhof geht, wird sie schon noch was finden, das ihm gefallen könnte. Vorerst hat sie noch zwei Stunden Zeit, und die sind hier gut zu verbringen; denn es ist so wohlig warm in der Gaststube, während draußen eine grimmige Kälte herrscht, und der Schnee knirscht unter den Schritten der Menschen.

Am andern Tisch drüben sitzen zwei Burschen, verwegen und unternehmungslustig dreinschauend. Vevi merkt schon eine ganze Zeit, daß sie den Gegenstand ihrer Unterhaltung bietet. Aber sie schaut geflissentlich hinweg in eine andere Richtung, nimmt dann schließlich eine Zeitung zur Hand und blättert darin.

Plötzlich stehen die beiden an ihrem Tisch, haben ihren Maßkrug gleich mitgebracht, und einer sagt: „Wirst es schon erlaubn, schöns Dirndl." Er setzt sich ihr gegenüber, während der andere gleich direkt an ihre Seite rückt. Ganz unbehaglich wird ihr zumute. Sie läßt sich aber nichts anmerken und blättert gelassen in der Zeitung weiter.

„Prost", sagt der eine, der ihr gegenüber sitzt, und stößt an ihr Krügel.

„Hast Christkindl. einkauft?“ fragt der andere. „Weil d' gar so viel Packl hast.“

„Ja, einkauft hab ich ein bissl. Was man halt so braucht auf Weihnachten, net.“

„Wem ghörst denn nachher du, wenn man fragen derf?“ kommt es über den Tisch herüber.

„Meiner Mutter halt, wenn d' es wissen willst“, lacht die Vevi.

„Sakra, Dirndl, du bist auch net aufs Maul g'falln, was“, meint der neben ihr und rückt noch näher heran. „Wenn d' einen brauchst zum Packl tragen, ich bin fei schon da.“

Vevi rückt von ihm weg.

„Ich brauch neamd“, sagt sie. „Kann mein Sach leicht alleinigs tragen.“

„Na, na, sei doch net gar so protzig.“

„Da bin ich gar net protzig, aber bis zum Bahnhof komm ich leicht.“

„Gelt, ich hab mirs gleich denkt, daß du net von Rosenheim bist. Bist von drinn, von de Berg?“

„Das sag ich net. Und überhaupt — ich möcht mei Ruh haben. Ich hab euch net g'schrien. Du —“ sie dreht zornig das Gesicht nach dem neben ihr und stößt unwillig seine Hand von ihrem Arm fort — „tu fei net frech werden, sonst schrei ich nach dem Wirt.“

Das ist aber nicht mehr nötig, denn plötzlich steht ein junger, schlanker Mann am Tisch, der Sägemüller-Pankraz. Er war schon im Gastzimer anwesend, als Vevi hereinkam, nur hinter einer Säule verdeckt. Und von da aus hat er die ganze Szene beobachtet. Jetzt steht er da und macht nur eine scharfe Wendung mit dem Kopf nach rückwärts. Und als die Burschen es nicht recht verstehen wollen, sagt er:

„Druckt euch, sonst wachsen mir zamm.“

Ganz kleinlaut drücken sich die beiden, und Pankraz lacht, daß man die zwei Reihen blendend weißer Zähne sieht.

Dann fragt er, ob es erlaubt sei, Platz zu nehmen. Es ist erlaubt. Vevi sagt froh aufatmend:

„Ich bin ordentlich froh, daß du kommen bist. Der eine wär gleich frech worden.“

Der Pankraz wirft sich ein wenig in die Brust und sagt gleichmütig:

„Ich hätt ihm schon g'holfen, dem Hammel.“ Dann fragt er: „Bist mit dem Zug reing'fahrn?“

„Ja, mit dem Zug heut mittag.“

„Wenn du willst, kannst mit mir heimfahren“, meint er. „Ich bin mit dem Schlitten da.“ Und als er ihr Zögern bemerkt: „Ist doch viel praktischer, brauchst dich mit den vieln Packl net abschleppen. Und warme Decken hab ich auch dabei, daß d' keine kalten Füß kriegst.“

„Ja, wenn es dir nichts ausmacht“, meint Vevi nach einigem Überlegen.

„Das macht mir durchaus gar nix aus.“

„Ich muß aber zuerst noch was kaufen. Eine Pfeif für den Much.“

„Geh“, lacht Pankraz. „Das ist doch keine Weiberleutarbeit. Wenn d' meinst, dann geh ich mit.“

„Da wär ich aber schon recht froh, dann bring ich wenigstens das richtige heim. Gehn wir aber dann gleich, net wahr?“

„Jawohl, sofort. Weiberl, zahln!“ ruft er nach der Kellnerin. Wenige Minuten darauf stehen sie schon in einem Laden und suchen für den Much ein wunderbares Weihnachtsgeschenk aus. Hernach meint der Pankraz:

„Wie wärs jetzt, wenn wir ein Schöpperl Wein trinkn täten. Weißt, im Schulgehn haben wir uns nie vertragen können. Aber jetzt ist ja das alles vergessen, und wir feiern Versöhnung, magst net. Geh weiter, ich lad dich ein dazu. Gehn wir gleich ins Garreis.“

Nein, sie kann es ihm wirklich nicht abschlagen. Wenn man so in seine bittenden Augen schaut, kann man das wirklich nicht. Und so nickt sie denn und geht an seiner Seite dahin.

Zwei schöne, blutjunge Menschen, die wert sind, daß man ihnen nachschaut. Und es folgt ihnen auch manch bewundernder Blick. Gleich groß sind sie, schlank und — so voll Leben. Vevi schaut den Pankraz von der Seite her verstohlen an.

„Wie du die zwei fuchtig angeschaut hast“, sagt sie dann. „Grad, als wenn du sie mit den Augen niederstechen möchtest.“

„Ja, da kenn ich nix“, antwortet Pankraz und schiebt den Hut verwegen aus der Stirne. „In Nußdorf drent hab ich kürzlich zwei hingelegt, daß sie acht Tage an mich denkt haben.“

„Jeß Maria, so grob bist du?“

„Das war Notwehr, verstehst, und da gibts bei mir keine Würschtl.“

Da sind sie im Garreis angekommen, und Pankraz öffnet galant die Tür und läßt seine Begleiterin eintreten.

Bei diesem Schöpplein Tarragoner erzählt es sich so gemütlich über alle Dinge, und es ist, als wäre zwischen jenem ersten Besuch der Vevi in der Sägemühle bis zum heutigen Tage nie ein Mißverständnis gewesen.

„Jetzt darf ich aber nix mehr trinken, sonst krieg ich ein Schwippserl“, sagt Vevi. Sie hat schon ganz rote Wangen, und ihre Augen glänzen.

„Also gut“, meint Pankraz. „Ein Schöpperl wär ja noch leicht gangen. Aber ich will dann später keinen Vorwurf kriegen. Wartst also da, ich hol derweil den Schlitten, dann brauchst bloß einsteigen.“

Eine Viertelstunde später sausen sie im Pendelschlitten über die schneebedeckte Landstraße dahin. Der Schimmel ist ein guter Traber und greift tüchtig aus. Die Schellenglöcklein bimmeln hell und lustig in der kalten Luft. Sonst gleitet das Gefährt fast lautlos durch den Zauber der Gegend.

„Der greift aus, was?“ fragt Panzraz einmal, womit er dem Schimmel meint. Vevi nickt und lächelt. Es kommt ihr alles so sonderbar vor. Plötzlich ist etwas in ihr Leben getreten und sie fühlt, daß es unerhört neu ist, aber auch schwer.

Es beginnt zu schneien. Groß und schwebend kommen die Flocken nieder aus den Toren des Himmels. Man sieht die Berge kaum mehr, obwohl sie immer näher darauf zukommen.

„Friert dich?“ fragt Pankraz in das Schweigen hinein.

Sie schüttelt den Kopf.

„Wärst lieber mit dem Zug g'fahren?“

„Nein, das ist viel schöner, Pankraz.“ Sie weiß selber nicht, warum das schöner ist. Immer wieder schaut sie in sein Gesicht. Ganz scharf blickt er geradeaus, denn die Flocken verhindern die Sicht, und überdies legt sich auch schon die Dämmerung über das Land. In einer Hand hält er die Zügel, die andere hat er unter die Decke gesteckt. Vevi sieht, wie die Schneeflocken auf seinen Handrücken fallen, und langsam darauf zerfließen.

„Friert dich net in die Finger?“ fragt sie.

Pankraz lacht.

„Was meinst, wieviel Hitzen ich hab.“

Ja, sie spürt die Wärme seines Körpers. Sie spürt kaum etwas von der Kälte. Nur um das Gesicht pfeift der Wind. Als sie aber außerhalb Raubling in das kleine Hölzchen kommen, wird es windstill.

Pankraz hält das Gefährt an und zündet die beiden Lichter an. Es ist fast dunkel geworden, und dazu ist nun plötzlich eine so wunderbare Stille ringsum. Die Schellenglöckchen hört man nicht mehr und keinen Wind. Es ist, als hätte die Welt plötzlich den Atem angehalten.

Es sind jene Augenblicke, in denen sich Schicksale gestalten. Man spürt es kaum kommen, es ist einfach da und züngelt über die Herzen hin wie eine Flamme. Alles ist plötzlich anders, ist ein namenloses großes Gefühl des Gutseins, der Liebe, ist gläubiges Trinken einer reinen Freude.

Pankraz kehrt wieder zurück, stemmt den einen Fuß auf den Schlitten und beugt das Gesicht vor. Von unten herauf schaut er in Vevis Augen. Ein unirdisch glückvolles Leuchten ist in ihrem Blick.

„Du . . .“ sagt er, und faßt nach ihrer Hand. Ein Strom von Wärme geht von einem aufs andere über. Dieses „Du“ hängt noch ein Weilchen in der Luft, verwirrend, sinnbetäubend.

„Pankraz . . .“ Die Stimme des Mädchens ist wie dunkles Singen. Es neigt den Kopf ein wenig, und da berühren sich ihre Stirnen. Eine seltsame Melodie schwingt um sie her, sie steigt aus ihren jungen Herzen herauf, seltsam, machtvoll und fremd.

(Fortsetzung folgt.)

Warum „lacht" die Rose?

Spaziergang im Garten der Sage —
Die Sehnsuchtsschmerzen der „Bül=bül".

Von Richard Thassilo Graf von Schlieben.

Ein uraltes Märchen erzählt von dem Rosen lachenden Mann, der zu Sommerszeit durchs Land ging; unter seinen Schritten erblühten die Rosen zur Freude der Menschheit. Und überall entfalteten sich süß duftende Rosengärten. Zum Schluß des Märchens bekommt der Rosen lachende Mann — ein einfacher Hirte — wie es sich im Märchen gehört, die schönste und stolzeste aller Prinzessinnen; weil keiner ihrer zahlreichen Verehrer die glückliche Gabe des Rosenlachens besitzt.

Ob sich nach diesem Märchen der hübsche Ausdruck des „Rosenlachens" weiter verbreitet hat oder ob er damals bereits vorhanden war, läßt sich heute nicht mehr nachprüfen. Jedenfalls hieß es im Mittelalter von ihm: „Er lachete, daß es in Rosen was Berg und Thal, Laub und Gras." Von einer schönen Jungfrau erzählt uns sehr amüsant ein Minnesänger: „Er küßte sie wohl dreißig Stund' auf ihren Rosen lachenden Mund." Das würde in unserer nüchternen Zeit, in der man immer Eile hat, wohl nicht gut angehen. Aber es ist doch hübsch zu denken, daß es eine Zeit gegeben hat, in der sich Dichter solch ausgedehnte Zärtlichkeiten vorstellen konnten.

Jedenfalls spricht es für den Zauber der Rose, daß man Worte wie „Rosen lachen", „rosig", „rosenwangig" usw. überhaupt geprägt hat. Und in der Tat: es gibt kaum ein Volk der Erde, das die Rose nicht liebt und verehrt.

Bei den alten Germanen ist es natürlich die wildwachsende Hag=Rose, Freya, der Göttin der Liebe geweiht, die schon in den Sagen ihre überraschende Rolle spielt: umgibt doch auch die Walküre Brünnhilde mit Rosen=Dornen=Büschen (Waberlohe). Die gleiche Dornenhecke umschließt Dornröschens Schloß und flammt in rotblühenden Rosen auf, wenn ihr Befreier sie küßt. In Wirklichkeit umgaben schützende Dornenhecken die uralten Opferhaine und Thinkplätze unserer Vorfahren. Noch jetzt findet man häufig an Waldrändern die Hag=Rose, die in den Volksliedern ihre besondere Bedeutung hat.

Zu den Gärten der Sage, die als wirklich ganz mit Rosen bepflanzt gedacht waren, gehören sowohl der Rosengarten des Zwergkönigs Laurin, den Dietrich von Bern eroberte, wie der Rosengarten Kriemhilds, der nicht nur von Siegfried, sondern auch von verschiedenen anderen Helden bewacht wurde, denen zum Lohn dafür ein Rosenkranz und ein Kuß versprochen war. Hildebrant, so heißt es in der Sage, nahm den Kranz, verzichtete aber großmütig auf den Kuß. Dagegen verlangte ein Mönch Islam, der auch unter den Rittern war, nicht nur für sich selbst den versprochenen Lohn, sondern auch noch 52 Rosenkränze und 52 Küsse für seine Klosterbrüder. Leider ist es unbekannt geblieben, ob sein Verlangen erfüllt wurde.

Es ist bedauerlich, daß uns eine deutsche Sage über die Entstehung der Rose fehlt, die wir bei den Griechen in einer sehr anmutigen Form finden. Als Aphrodite, die Schaumgeborene, aus den Wellen ans Land stieg, streifte sie den schneeigen Schaum der Meereswellen von ihren rosigen Gliedern. Und siehe: es entstand daraus die erste weiße Rose. Als aber die holde Göttin Kunde erhielt, daß ihr Liebling Adonis todwund im Walde von Paphos läge, eilte sie so schnell über spitze Steine und Dornen zu ihm, daß das Blut aus ihren zarten Füßen die Erde tränkte. Und die dort wachsenden Rosenbüsche trugen von nun an statt der weißen blutrote Früchte.

Einige Forscher wollen annehmen, daß die Sage von der Entstehung der weißen Rose durch den Meeresschaum aus dem Gefühl heraus entstanden ist, daß die Rose von Klein=Asien über das Meer nach Griechenland gekommen sei. Denn der Orient, besonders Persien, gilt als die Heimat der Zentifolie, der hundertblättrigen, neben der, als der Königin der Blumenwelt, die einfache fünfblättrige Hag=Rose nur wie ein bescheidenes, wenn auch noch so liebliches Landkind erscheint.

Hatten die Griechen in ihrer frohsinnigen lebensbejahenden Art die Rose geliebt und gefeiert, so faßten die Römer, die sie durch die Griechen kennen lernten, die Rose anfangs in sehr ernster Weise auf. Sie war der Siegespreis bei den Kämpfen. Und bis zur Zeit des Augustus Schmuck der Heroen und Götter. Erst in den späteren Zeiten des sittlichen Verfalls wurde sie zum Symbol der Schwelgerei — der Liebling des übertriebenen Luxus. Erzählt man doch von Heliogabal, daß er soviel Rosen von der Decke des Saales auf seine Gäste herabregnen ließ, daß mancher dadurch erstickte.

Es ist begreiflich, daß sich das junge Christentum infolgedessen anfangs von der Rose als von einer Blume der Sünde abwendete. Erst allmählich, als sich die strenge Auffassung milderte, kam die herrliche Blüte wieder zu ihrem Recht der Anerkennung und wurde nun — in unzähligen Legenden verwoben — Schmuck zahlreicher Märtyrerinnen, vor allem aber Schmuck der heiligen Jungfrau. Wir finden die Gottesmutter auf vielen Gemälden und Skulpturen alter Meister mit Rosen geschmückt: im Rosenhag sitzend, von Rosenkränzen umgeben oder selbst Rosenkränze verteilend, wie z. B. in dem weltberühmten Gemälde von Dürer: „Das Rosenkranzfest". Von der Verherrlichung durch die geistliche Poesie ganz zu schweigen.

Aber kein Land hat die Rose in Sprüchen und Liedern fanden das reizvolle Märchen, daß Gül, die Rose, von „Bül- in dem Maße gefeiert, wie es die persischen Dichter getan haben. „Gül", die Rose, ist für sie das Höchste an Schönheit und Vollkommenheit, das es auf Erden gibt. Und sie er- Bül", der Nachtigall, geliebt und mit herzergreifenden Tönen besungen wird. Ein Motiv, das sich in zahlreichen Variationen wiederholt, wie z. B. bei Firdusi, der das berühmte „Königsbuch" schrieb und vielen anderen. „Gülistan", der Rosengarten, wird aber auch in übertragener Form gepriesen. So hat z. B. der weise Sadi eine Sammlung teilweise sehr ernster Weisheits=Sprüche unter diesem Titel verfaßt. In dem Vorwort erklärt er, daß zwar die Rose von köstlicher, unübertroffener Schönheit, aber gleichzeitig das Bild der Vergänglichkeit sei, und daß deshalb ewige Wahrheiten und unverwelkliche Weisheitssprüche noch wichtiger und kostbarer seien, als jene schönste Blume der Welt. So daß eine Sammlung von goldenen Lebensregeln erst recht den Namen Gülistan verdiene.

Aufruhr der Fischer.

Historische Erzählung von **Rudolf Naujok.**

Es war im Jahre 1848, als die vielfachen Ansätze zur Reichseinheit an der Eigenbrötelei der deutschen Kleinstaaten zerbrachen. Nicht nur Berlin hatte seine Barrikadenkämpfe, nein, auch im fernen Osten des Landes, in der Einsamkeit des Kurischen Haffes, mußten die Fischer ihren kleinen Aufruhr haben. Dort herrschte als erster Oberfischmeister Preußens Wilhelm Beerbohm, der den Bürgermeisterposten in Memel niedergelegt hatte, um in Feilenhof als Gutsherr und Freund seiner Bauern und Fischer zu leben.

Er war ein Mann von Geist und künstlerischen Neigungen, und niemand, der in die Gegend kam, vergaß, im gastlichen Hause dieses Wackeren vorzusprechen. Doch wenn die Fischer glaubten, daß er nur Dünenlieder dichtete und von der Kuppel seines Gutshauses die Sterne beobachtete, dann irrten sie sehr. Er tauchte auf seinem raschen Segelboot unvermutet an allen Ecken des Kurischen Haffes auf, um der Raubfischerei ein Ende zu machen, denn die halsstarrigen Bauern und Fischer der Gegend vertraten mit starkem Selbstbewußtsein die Meinung, der liebe Gott habe die Tiere, Vögel und Fische für alle Menschen geschaffen und der König habe nicht das Recht, ihnen ihre Jagd und Fischerei zu verbieten oder einzuschränken. Daß es zum Segen der Fischerei geschah, ging nicht in ihre harten Schädel.

Als nun der Aufruhr des Jahres 48 durch das Land zog, glaubten auch die Fischer den Tag der Freiheit gekommen. In einer mächtigen Flotte zogen sie quer über das Haff nach Feilenhof, vor den Gutshof des Oberfischmeisters. Hier schoben sie die Boote an Land und näherten sich mit wildem Geschrei und drohenden Armbewegungen dem Hause. Obwohl der Oberfischmeister nun sah, daß es sich nicht um einen freundschaftlichen Besuch handelte, ließ er nicht die Tore schließen, sondern schickte seinen Inspektor hinaus.

Aus der Menge der Aufrührer löste sich eine Abordnung heraus und trat vor den Oberfischmeister. Es waren große, breite Kerle mit wetterharten braunen Gesichtern. Die Füße steckten in langen Transtiefeln, der Oberkörper in kurzen blauen Kurenjacken, mit Ösen zu schließen.

Aber der Oberfischmeister, der ihnen entgegentrat, sah nicht anders aus als sie. Auch er trug hohe Krempstiefel, nur auf der kurzen Jacke hingen ein paar Orden, und das schmale weltmännische Gesicht mit der hohen Stirn und dem leicht ergrauten Haar hatte den Ausdruck von Klugheit und Mut.

Es war doch schwerer, hier vor diesen grauen Augen zu sprechen als unten an den Kähnen. Die Fischer drehten verlegen ihre blauen Mützen in den starken Händen und starrten ihn an.

Schließlich knurrten sie dann heraus, daß sie ihn totschlagen würden, falls er sie noch weiter an der freien Fischerei auf dem Haff behindern sollte. Das war deutlich. Um die Augen des Oberfischmeisters jedoch lag ein wohlwollendes Lächeln. Er kannte sie alle, ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Höfe, und er duzte sie genau so wie sie ihn.

„Ihr könnt mich zwar totschlagen", sagte er langsam, „aber nicht den Oberfischmeister."

Die Fischer sahen sich erstaunt an. „Wieso?" meinte der Sprecher. „Wenn wir dich totgeschlagen haben, wird uns kein Oberfischmeister mehr stören!"

„Du irrst! Wenn ich tot bin, wird der König sofort einen neuen Oberfischmeister herschicken!"

„Der König ist weit und sieht nicht alles!"

„Wenn aber der Oberfischmeister des Kurischen Haffes von seinen Fischern erschlagen wird, dann erfährt das auch der König, und vielleicht schickt er mit dem neuen Oberfischmeister noch eine Schwadron Dragoner mit, die nicht sehr freundlich in die Fischerdörfer einziehen werden. Überlegt euch, ob euch das gefallen wird!"

Daran hatten sie wirklich nicht gedacht. Die Männer zogen sich zurück und verhandelten mit dem großen Haufen vor dem Hoftor. Es fiel ihnen ein, daß der Oberfischmeister doch eigentlich ein freundlicher Herr war, der keinen ohne Hilfe von sich gewiesen und auf keiner Hochzeit in den Fischerdörfern gefehlt hatte, mochte der Schneesturm noch so eisig über die weite Ebene jagen. Er kannte jeden einzelnen, und wenn er einmal strafen oder die verbotenen Netze beschlagnahmen mußte, dann geschah es immer so, daß der Betroffene nicht gänzlich ruiniert wurde. Nein, in dem gütigen Herzen des Oberfischmeisters, der seinen Leuten mehr Vater als Aufseher war, hatte das Gesetz so weite Maschen wie die großen Netzen, die sie am frühen Morgen im Haff ausspannten und zu Mittag einzogen. Die Stimmung wurde langsam freundlicher, und nach einer halben Stunde traten die Wortführer wieder vor den Oberfischmeister und erklärten, daß sie ihn dann lieber doch nicht totschlagen würden.

„Das ist mir persönlich auch angenehmer!" lächelte der Oberfischmeister. Und um die Aussöhnung voll zu machen, ließ er die Keller öffnen und Wein ausschenken. So endete die Fischerrevolution von Feilenhof, und als die Flotte gegen Abend über das Kurische Haff heimwärts segelte, scholl aus jedem Kahn froher Gesang.

Grüne Träume.

Skizze von **Heinrich Zerkaulen.**

Morgensonne strich über die Berge. Alle Bäume stellten sich auf die Fußspitzen und hielten grüne Wipfel in den Himmel. Brigitte öffnete das Fenster ihrer Mädchenstube.

Der Vater kam schon aus dem Garten und hielt ein paar Fliederzweige in der Hand, gefüllte Knospen, die nach Honig dufteten. Gleich nach dem Frühstück fuhren sie hinaus, Brigitte im duftigen Sommerkleid, in der Hand die Fliederzweige.

Die Sonne ging neben ihr her und sah sie immer wieder von der Seite an.

Brigitte wurde vielen Damen und Herren vorgestellt, deren Namen sie nie gehört hatte und die alle freundlich zu ihr waren. Jemand nahm ihr Mantel und die Tasche mit den Butterbroten ab. Und dann gingen sie alle durch einen hohen, grünen Wald, der war schattig und kühl wie ein Dom. Die Sonne malte durch das Laub bunte Kirchenfenster. Ein Singen war in aller Luft und weit das Herz und groß die Lust über den schönen Tag, der nie zu Ende gehen wollte.

Vor Brigitte schritt ein Mann. Sie sah sein Haar, seine Gestalt, sie hörte ihn sprechen mit seiner Begleiterin, ohne seine Worte zu verstehen. Und ohne sich dessen bewußt zu sein, hatte sie den Wunsch zu Ende gedacht, an Stelle dieser Frau neben dem Manne herzugehen. Wie jene zu ihm aufschauen zu können und sich von ihm sagen zu lassen, was ihm gerade einfiel. Er war jung und braungebrannt und schlank.

Dabei führte sie die Fliederzweige zum Munde und küßte die gefüllten Knospen, die nach Honig dufteten.

Dann gingen sie wirklich zusammen, der Mann und Brigitte. Als er sprach, dachte sie nur daran, wie das eigentlich gekommen war. Sie sahen sich an dabei und lachten einander in die Augen.

Der Wald war jetzt zum Bankettsaal geworden. Bäume standen wie Säulen da, die die blaue Himmelskuppel trugen. Die goldene Sonne hing wie ein Kronleuchter tief auf die Erde nieder und hatte Millionen Lampen angezündet. Eine weite Wiese lag aufgeschlagen wie ein grünes Brokattuch, und man ließ sich darauf nieder und scherzte.

Die jungen Leute aber tanzten auf der Waldwiese den schönsten Reigen. Und die Stunden eilten, als schritten sie selber im Walzertakt.

Vater strahlte, man sagte ihm viel Schmeichelhaftes über Brigitte, die heute zum erstenmal das Waldfest miterleben durfte.

Der junge Mann bat Brigitte um einen ihrer Fliederzweige. Sie fühlte, wie ihr das Herz dabei rot wurde, und reichte ihm den Zweig. Eine Lerche überschlug sich vor Lust, und ein Zitronenfalter schwamm leichtsinnig in die blaue Luft hinaus.

Viel zu früh hing die Sonne ihren roten Abendmantel sich um die Schultern. Der junge Mann bat den Vater, noch zu bleiben. Aber die Feldblumensträuße ließen schon die Köpfe hängen, und Vater sagte nur: „Brigitte fährt mit nach Haus". Er schlug die Hacken zusammen und bat noch einmal herzlich, Brigitte wenigstens — — und morgen sei Schützenfest. Ein ganz klein wenig betont sagte der Vater noch einmal: „Brigitte fährt mit nach Haus".

Fröhlich reichten sie sich die Hand zum Abschied.

Daheim stellte Brigitte den letzten Fliederzweig in eine hohe Vase und trug ihn behutsam auf den Stuhl neben ihrem Bett. Den andern hatte sie verschenkt heute . . .

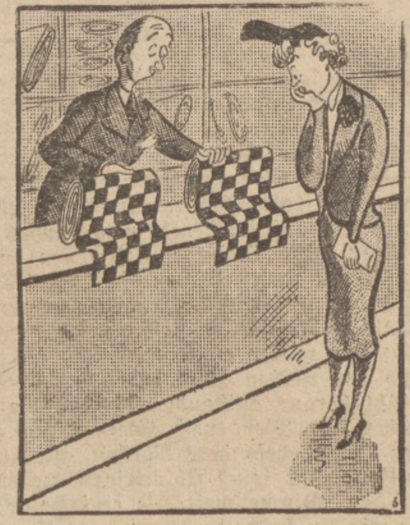
Draußen sang der Wind ein seltsames Lied. Brigitte hörte es zum erstenmal in ihrem Leben. Und in ihrem Zimmer schwang die ganze Nacht diese ferne Melodie.



Lustige Ecke



Wer die Wahl hat . .



„Ja, ich weiß wirklich nicht, für welches ich mich entschließen soll!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.